

# Von Baturyn nach Butscha

Der Historiker Martin Schulze Wessel von der LMU München analysiert den imperialen Fluch Russlands

Von Max Baer

Wie zu hören und zu lesen war, sind in Russland – oder amtlich: in der Russländischen Föderation – zu Beginn des neuen Schuljahres neue Geschichtsbücher für den Unterricht eingeführt worden. In den Geschichtsstunden soll es demnach auch um die aus Sicht des Staatspräsidenten Wladimir Putin größte geopolitische Katastrophe des 21. Jahrhunderts gehen: den Zusammenbruch der Sowjetunion. Was Putin damit sagen will? Zitiert wird in den Berichten die Historikerin Tamara Eidelmann, die Lehrerin in Russland war und nach Beginn des russischen Krieges gegen die Ukraine ihre Heimat verlassen hat. Hiernach meint Putin: Wie können wir zu diesem Land zurückkehren, wie das Imperium wieder errichten?

Der in der Historie wurzelnde imperiale Anspruch Russlands ist das Thema des Buches von Martin Schulze Wessel, das der Professor für die Geschichte Ost- und Südosteuropas an der LMU München unter dem Titel „Der Fluch des Imperiums“ veröffentlicht hat. Worum es dabei geht, umreißt bereits der Untertitel: „Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte“.

Es sind seit dem Beginn des Überfalls Russlands auf die Ukraine eine ganze Reihe von Büchern erschienen, die diesen Krieg aus der russischen Geschichte zu erklären versuchen. Von Gewaltprägung und einem religiösen Sendungsbewusstsein Russlands mit Moskau als dem Dritten Rom ist da zu lesen, vom ständigen Antagonismus westlicher Einflüsse und autochthoner russischer Traditionen. Von Kritikern wird beklagt, die Autoren dieser Bücher erzählten zu viel und analysierten zu wenig. Mit Schulze Wessels Buch dürfte diese Kritik verstummen. An analytischer Kraft fehlt es ihm wahrlich nicht.

Um die Bedingungen der Möglichkeit und schließlich Wirklichkeit des noch immer tobenden und, so ist zu fürchten, noch in einiger Zukunft wütenden russisch-ukrai-



Der Historiker Martin Schulze Wessel (l.) und der damalige erste Bürgermeister von Hamburg, Olaf Scholz (SPD), während des Senatsempfangs zur Eröffnung des 51. Deutschen Historikertags am 20. 9. 2016. Foto: Daniel Reinhardt/dpa

nischen Krieges zu klären, spannt Wessel nicht wie andere den Bogen über die tausendjährige Geschichte Russlands. Er nimmt einen kürzeren Zeitraum von etwa 300 Jahren ins Visier, beginnend mit der Zeit Peters des Großen. Mit Zar Peter I., obzwar durchaus westlich orientiert, verbindet sich ebenso wie mit Zarin Katharina II. („die Große“ genannt und europäisch ausgerichtet auch sie) die imperiale Tradition der Russen, die, folgt man Schulze Wessel, im weiteren Verlauf der Geschichte zum Fluch wurde. Das Land und seine Herrscher, Putin eingeschlossen, konnten und können den Fluch bis heute nicht brechen. So lässt sich eine Linie ziehen von der ukrainisch-kosakischen Hauptstadt Baturyn – wo russische Truppen 1708 die gesamte Bevölkerung ermordeten, weil die Kosaken sich mit den einfallenden Schweden verbündeten, nachdem ihnen die ei-

gentlich verbündeten Russen unter Peter I. den Beistand verweigert hatten – bis hin zum ebenfalls ukrainischen Butscha, wo die russische Kriegspartei seit 2022 beschuldigt wird, Kriegsverbrechen an der Zivilbevölkerung begangen zu haben.

Das Ausgreifen Russlands nach Westen bis hinein nach Polen verstand sich als Erweiterung Großrusslands, dem das ukrainische Kleinrussland (!) und Weißrussland auf scheinbar natürliche Weise angehörten. Und so galt dem großen Russland seine Existenz als Imperium auch als die natürliche Seinsform, nicht nur bei Slawophilen, sondern auch bei sogenannten Westlern; die russische Identität kannte gewissermaßen keine geografischen Grenzen.

Wichtig dabei waren, wie Schulze Wessel betont, immer auch die Europa etwa bei Puschkin unterstellte

Russophobie und die behauptete Ausnahmestellung, die exzeptionelle, religiös aufgeladene Unvergleichlichkeit Russlands und seiner heilsgeschichtlichen Mission. Bisweilen drängt sich der Eindruck auf, als fielen ein nationaler Minderwertigkeitskomplex und Größenwahn in eins.

Es waren nicht zuletzt die polnischen Teilungen, die Russland auf jenes Gleis setzten, das es bis heute nicht verlassen kann; „Pfadabhängigkeit“ ist Schulze Wessels Begriff dafür, ein Terminus, der den Einfluss zeitlich weit zurückliegender Ereignisse auf den Ablauf von Prozessen bezeichnet. Die sogenannte polnische Frage ließ sich aus russischer Sicht nicht zufriedenstellend lösen, es kam im 19. Jahrhundert wiederholt zu Aufständen im russisch kontrollierten Kongresspolen. Panslawische Intellektuelle betrachteten Polen in der Folge als

Sympathisanten und Kollaborateure des Westens, als Brutstätte antirusischer Agitation. Das klingt wie die heutigen Verlautbarungen aus dem Kreml – nur ist da inzwischen nicht mehr von Polen, sondern von der Ukraine die Rede. Tatsächlich entdeckten die Russen schon damals nach den polnischen Aufständen und der Niederlage im Krimkrieg auch diese, nämlich die ukrainische Frage, und zwar als Bedrohung des Zarenreichs.

Russlands Chance sieht Schulze Wessel vor allem in der Abkehr vom Imperium. Nichts deutet derzeit darauf hin, dass dies in absehbarer Zeit geschehen könnte. Der Blick auf die russische, die Putin'sche Geschichtspolitik, die sich auch in den Inhalten der Schulbücher spiegelt, lässt eher an die Sätze des 1905 in der Ukraine geborenen und 1964 in Moskau gestorbenen Wassili Semjonowitsch Grossman in seinem Stalingrad-Epos „Leben und Schicksal“ denken, einem Werk, das Tolstois „Krieg und Frieden“ durchaus an die Seite gestellt werden kann. „Hatte nicht der Staat in seiner Allmacht“, schreibt Grossman, „eine neue Vergangenheit geschaffen, die Geschichte der Feldzüge umgeschrieben ...? Der Staat war mächtig genug, alles, was geschehen war, was jahrhundertlang Gültigkeit hatte, neu zu inszenieren ... Es entstand in der Tat eine neue Geschichte.“ Wassili Grossmans Romanmanuskript wurde 1961 in der Sowjetunion, deren Untergang Wladimir Putin für eine Katastrophe hält, beschlagnahmt und konnte erst 1980 in der Schweiz erscheinen.

Eine Zeitenwende zu proklamieren erfordert, laut der Schlussworte Martin Schulze Wessels in seinem Buch, als ersten Schritt, eine Vorstellung von der Epoche zu gewinnen, deren Ende gekommen ist. Diese gewendete Zeit wolle er mit seinem Buch beschreiben. Es ist ihm meisterhaft gelungen.

■ Martin Schulze Wessel: Der Fluch des Imperiums. Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte. C. H. Beck Verlag, München 2023, 352 Seiten, 28 Euro.

## Die Auserwählte

„Gebranntes Kind sucht das Feuer“: Cordelia Edvardsons Erinnerungen an den Konflikt mit ihrer Mutter

Von Dr. Oliver Pfohlmann

Wer etwas Schreckliches überlebt hat, hat meist das dringende Bedürfnis, seine Angehörigen zu kontaktieren. Nicht so Cordelia Edvardson. Die Tochter der Schriftstellerin Elisabeth Langgässer wurde als Sechzehnjährige aus Auschwitz befreit und vom Roten Kreuz nach Stockholm gebracht. Dort ließ sich die junge Frau ein ganzes Jahr Zeit, bis sie ihrer Mutter in Berlin eine Nachricht schickte. Elisabeth Langgässer hingegen reagierte umgehend: Zuerst schrieb sie das Gedicht „Frühling 1946“: ein ihrer Tochter gewidmeter Jubelschrei voller Pathos und mythologischer Anspielungen. Dann sandte sie Cordelia einen Brief mit einer Bitte:

„Sie arbeite an einem neuen Roman, schrieb sie, darin komme eine junge Frau vor, die in Auschwitz gewesen sei, eine Überlebende. Es sei wichtig, dass die Details in der Erinnerung der jungen Frau stimmten, denn dann sei sie, die Mutter, in der Lage, sie nachzudichten. Ob die Tochter ihr schreiben und von ihrem Alltag in Auschwitz erzählen könne? Die Tochter antwortete, berichtete, so gut sie konnte. Als sie den Roman der Mutter später las, erkannte sie ihre Erinnerungen nicht

wieder. Es war zu viel und doch zu wenig, es wurde vom Feuer gesprochen, aber über die Asche geschwiegen.“

Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis Cordelia Edvardson, inzwischen als Korrespondentin in Israel tätig, ihre eigenen Erinnerungen vorlegte. „Gebranntes Kind sucht das Feuer“ erschien erstmals 1984, geriet bald aber wieder in Vergessenheit. Dass dieses große Holocaust-Zeugnis vom Range eines Primo Levi oder Imre Kertész nun wiederentdeckt werden kann, ist vor allem Daniel Kehlmann zu verdanken. Kehlmann hatte vor zwei Jahren in seiner Dankesrede für den Elisabeth-Langgässer-Preis an dieses Werk erinnert – und an den schier unfassbaren Mutter-Tochter-Konflikt, von dem es erzählt.

Die spätere Cordelia Edvardson kam 1929 zur Welt; sie war die Folge einer Affäre ihrer Mutter mit dem jüdischen Staatsrechtler Hermann Heller. Da Elisabeth Langgässer selbst eine, im NS-Jargon, „Halbjüdin“ war, galt ihre katholisch erzogene Tochter im Dritten Reich daher als „Dreivierteljüdin“. Der Alltag der kleinen Cordelia war deshalb von Schamgefühlen und einer dem Kind unverständlichen Geheimnistuerei der Familie geprägt. Hinzu kam das klostrophobische Leben mit einer dominanten Mutter, die

ebenso mythengläubig wie naiv war. Und 1933 selbst Hitler gewählt hatte, unter anderem aus Karrieregründen. Die Nazis dankten es der berühmten katholischen Autorin mit einem Schreibverbot.

1943 versuchte die Mutter dann, ihre Tochter vor der drohenden Deportation zu retten: Mittels einer Adoption verschaffte sie der damals 14-Jährigen die spanische Staatsbürgerschaft. Die Folge war eine gemeinsame Vorladung bei der Gestapo, bei der die Tochter vor eine unmögliche Wahl gestellt wurde: Entweder unterwarf sie sich „freiwillig“ den Rassegesetzen der Nazis, ließ sich also deportieren, oder man

würde ihre Mutter des Hochverrats anklagen.

„Das Mädchen blickte erneut zur Mutter und begegnete dem Ausdruck in ihren schönen braunen Augen; Augen, die mit einer Intensität strahlen und das Mädchen verzaubern konnten, die jetzt aber bis zum Rande gefüllt waren mit einem stummen, hilflosen Schmerz. Niemand sagte etwas, nichts musste gesagt werden, es gab keine Wahl, es hatte nie eine Wahl gegeben, sie war Cordelia, die ihren Treueschwur hielt, (...) sie war die Auserwählte, und nie hatte sie dem Herzen ihrer Mutter nähergestanden. Die Worte blieben ihr im Hals stecken, doch schließlich brachte sie sie hervor: „Ja, ich unterschreibe.““

Cordelia Edvardsons Erinnerungswerk umfasst gerade einmal 130 Druckseiten. Auffallend sind der völlige Verzicht auf Pathos sowie ein unver-

söhnlicher Ton, der heutige Leser an Ruth Klüger erinnert. Konsequenterweise erzählt die Autorin ihre Erinnerungen in der dritten Person, schreibt von sich selbst nur als „das Mädchen“ oder „die Tochter“. Neben dem Mittel der Distanzierung fällt das der Kontrastierung auf; immer wieder wechseln zwei Zeitebenen einander ab: zum einen die Jahre vor der Deportierung in Berlin, als die kleine Cordelia so gern wie alle anderen gewesen wäre und die Schläge des Stiefvaters sie auf die Gewalt in den Lagern vorbereitete. Und zum anderen, wie dazwischen geschnittene Szenen in einem Film, die späteren Erlebnisse erst in Theresienstadt, dann in Auschwitz, wo sie zeitweilig als Schreibkraft für den KZ-Arzt Josef Mengele arbeiten musste.

Nach Krieg und Befreiung sollten sich Mutter und Tochter nur noch ein einziges Mal wiedersehen. Daniel Kehlmann schreibt dazu in seinem lesenswerten Nachwort lakonisch: „Man hat keinen Grund zu vermuten, dass das Treffen besonders innig verlief.“

■ Cordelia Edvardson: Gebranntes Kind sucht das Feuer. Roman. Aus dem Schwedischen von Ursel Allenstein. Mit einem Nachwort von Daniel Kehlmann. Hanser Verlag 2023, 145 Seiten, 22 Euro.



Cordelia Edvardson.

Foto: Jonas Ekströmer/IMAGO